

Begegnungen mit dem Judentum

Luise Rinser

Impressionen und Reflexionen

Dem Thema Juden und Judentum kann man sich auf verschiedenen Wegen und unter verschiedenen Aspekten nähern: dem neutral-historischen, dem politisch-aktuellen, dem literar-historischen, dem christlich-theologischen, dem alttestamentlich-exegetischen, dem jüdisch-mystischen; man kann das Volk der Juden identifizieren mit dem noch jungen Staat Israel oder mit dem »Volk Gottes« des Alten Testaments; man kann einen Unterschied machen zwischen den Israelis in Israel und den über die Welt verstreuten Juden; man kann mit den orthodoxen Juden an ihre Auserwähltheit glauben als an ein göttlich gelenktes Schicksal, von dessen Sein, Nicht-Sein, So-Sein das Heil der ganzen Menschheit abhängt; oder man kann sich über diese Präpotenz ärgern und sie als Vorwand für politische Aggression erklären; man kann dieses Volk lieben oder hassen; man kann sich ihm gegenüber schuldig fühlen (nicht nur als Deutscher; Antisemitismus ist weit verbreitet) – man kann nur eines nicht: am jüdischen Problem die offene Wunde übersehen und sich an der jüdisch-israelischen Realität vorbeischieben. Auf seltsame Weise geht es uns alle an. Es ist nicht nur mit der christlichen Heilsgeschichte verbunden, sondern mit der Geschichte schlechthin: Es existiert (geschichtsbildend) seit 3000 Jahren.

Mit diesem Problem wird ein Kind im 20. Jahrhundert konfrontiert. Wie reagiert es darauf?

Ich hörte das Wort »Jude« vermutlich als Sechsjährige im Religionsunterricht. Aber der aus Lothringen stammende Deutsch-Franzose, unser Dorfpfarrer, legte offenbar nicht den geringsten Wert auf die Tatsache, daß Jesus Jude war und »von Juden gekreuzigt wurde«.

Ich, sechsjährig, hielt Jesus für einen Ägypter, der mit seinem ganzen Volk auswanderte, in einem Land namens Kanaan lebte, eines Tages wieder auswandern mußte, nach Ägypten zurückkehrte (die »Flucht der Heiligen Familie nach Ägypten«) und dort eine Weile lebte, bis die Ägypter die Juden verjagten. Aber Jesus wurde gerettet in einem Binsenkörbchen, das eine Prinzessin im Wasser fand. Später mußte er aber doch auswandern nach Palästina. Solcherart vermischten sich mir Personen, Orte, Zeiten. So entstehen Mythen.

Mein Mythos von Moses-Jesus wurde dann biblische Geschichte und Jesus schließlich eine historische Person, von der man alles wußte, denn es war aufgeschrieben in unserer Bibel, die für mich eine Sammlung schöner Geschichten war, ein bißchen wahrer als Märchen und auch verbindlicher, denn da stand, wie man leben mußte, um heilig zu werden, und das interessierte mich. War mir Jesus ein Jude? Er stand außerhalb und oberhalb jeder rassischen und nationalen Zuordnung. Er war *Er* und er war *mein* Je-

sus, und als ich, viel später, vom Streit um die Historizität seiner Gestalt hörte, schien mir das völlig unwichtig, ja un-wissenschaftlich, denn es ging am Eigentlichen vorbei. Es war eine andere Kategorie, die da in Frage kam. Mag er Jude gewesen sein, was ging's mich an? Mir war er immer schon das, was ich später als »kosmischen Christus« erkannte.

In mein Elternhaus kamen viele Besucher, meist Musiker, die am exzellenten Orgelspiel meines Vaters interessiert waren. Einer hatte den seltsamen Namen Roderich Bass. Ich hörte, er sei »Wiener Jude«. So verband sich mir früh das Wort Jude mit den Worten Musiker und Musik. Das war so unrichtig nicht. Die europäische Kultur, besonders die deutsche, verdankt den Juden große Musiker. Daß der so deutsche Richard Wagner »jüdisches Mischblut« hat und daß selbst mein Ex-Ehemann Carl Orff mütterlicherseits jüdische Urahnen hat, ist nur ein kleiner Hinweis auf die Bedeutung des Jüdischen für die Musik. Ich könnte eine Reihe großer Musiker aufzählen, meist Dirigenten und Interpreten. Daß viele unserer Besucher aus Wien oder Ungarn kamen, weckte in mir die vage Vorstellung, alle Juden kämen aus dem Osten und viele seien Zigeuner, und das gefiel mir, denn (seltsame Kinder-Phantasie): ich sah König David als Zigeunerfürsten mit seiner Harfe in einem »jüdischen« Land sitzen.

»Das Jüdische« zeigte sich mir in einer ganz besonderen, zugleich konkreten und geheimnisvollen Weise, die mich für mein ganzes Leben prägte: Ich hatte einen Freund, ungefähr gleich alt, sieben-acht Jahre, mit dem gut deutschen Namen Ernst Gärtner. Sein Vater war Ingenieur, reiste durch die Welt, nahm jeweils Frau und Kind mit sich und kam so auch in unsern Ort Übersee am Chiemsee. Der Sohn sprach mehrere Sprachen, aber alle schlecht, und jetzt sollte er gutes Deutsch lernen, und zwar durch den Umgang mit mir, der Lehrerstochter, die reines Deutsch sprach.

Die Eltern kamen mit diesem Anliegen in unser Haus. Die Mutter war sehr schön. Ich habe diese Art Schönheit viele Jahre später wiedergesehen, in Georgien, im Kaukasus, Frauen mit kupferrotem Haar, hennagefärbt, die Augen ungemein groß, die dunkelbraune Iris in einem leuchtenden Weiß schwimmend, der Mund groß und weich. Der Sohn glich ihr, nur war sein leicht krauses Haar rabenfederschwarz, und schon vom Äußeren her war er ein Fremder unter den oberbayerischen blonden Kindern. Die fremde Schönheit, die etwas Tauriges hatte, bezauberte mich. Meine erste Liebe. Ernstl, so nannte ihn seine Mutter, schloß sich mir rasch an, mit scheuer Zuneigung, wie ich denn mein Leben lang ein Magnet für Fremdlinge, Ungewöhnliche, Heimatlose blieb.

Mein Deutschunterricht bestand vor allem darin, daß ich meinem Freund alles erzählte, was ich wußte und was ich in der Schule lernte und was er, von mir korrigiert, nacherzählen mußte.

Eines Tages las ich ihm eine Geschichte vor von dem Knaben Jesus, der aus Lehm Vögel formte und sie dann fliegen ließ; eine Geschichte, die von Selma Lagerlöf stammt (ich besitze das Buch noch, von 1919 datiert). Keine biblische Geschichte. Plötzlich unterbrach mich Ernstl. Was ist? »Ich bin Jude.« Er wußte: Jesus war Jude. »Ich bin Jude.« Er sagte es mit

erschreckender Autorität, die mit einem Schlag aus dem Kind, das er war, einen Erwachsenen machte. Ich las nicht weiter.

Die Szene war mir damals wohl unverständlich. Sie blieb Geheimnis zwischen uns, und das war richtig, denn sie entsprach einem großen meta-historischen Geheimnis: der Geschichte des Gottesvolkes der Juden mit seinem Stammesgott, der seltsamerweise auch mein Gott war, wenngleich er nicht Jahwe hieß und nicht furchterregend war, sondern ein brüderlicher Mensch, den man lieben konnte und der »unter uns wohnte«, wie ich im Religions-Unterricht lernte.

Aus jenen Kindertagen blieb mir Ernstls Wort scharf eingeritzt. Einige Jahrzehnte später formte sich in mir eine Erzählung; sie findet sich jetzt in meinem Erzählband »Ein Bündel weißer Narzissen«. Da steht sie nun in ihrer poetischen Traurigkeit, erfunden und erträumt, doch im Kern erlebte Wirklichkeit. In der Geschichte taufte ich meinen jüdischen Freund, den ich David nannte, ehe er bei einer Diphtherie-Epidemie starb. Daß Ernstl an Diphtherie starb, war Realität, daß ich ihn taufte, späte Erfindung. Real ist, daß Ernstl, ungetaufter Jude, auf unserm katholischen Friedhof nach katholischem Ritus begraben wurde. Für unseren Pfarrer war Ernstl auf jeden Fall ein Gotteskind.

Ich habe das Grab später oft besucht. »Unser Ernst. 1911–1918«. So stand es auf dem Stein, bis die Inschrift auswitterte und der Stein sich bemooste, und eines Tages war der Stein nicht mehr da und das Grab eingeebnet, das war um 1930. Ich bin sicher, daß kein grabschänderisches Gesindel am Werk war, denn wer wußte, daß da ein Judenkind lag? Niemand kümmerte sich je um das verfallende Grab. Vor einigen Jahren kam es mir in den Sinn, für meinen Freund einen neuen Stein setzen zu lassen mit dem Davidstern, doch gab es keinerlei Befugnis. Die Eltern blieben unauffindbar.

Das einzige Denkmal, das ich meinem Freund setzen konnte, ist meine Erzählung »David«. Sie enthält ein theologisches Problem: Die Mutter Ernstls (Davids) kommt zurück, findet ihren Sohn sterbend und von mir »not-getauft« nach seinem Wunsch. Von mir, dem Christenkind. »Die Frau« (so schrieb ich) »starrte mich an, dann hob sie den Arm wie zu einem Fluch, aber sie ließ ihn wieder sinken, schlug die Hände vors Gesicht und lief fort.« Der Schluß der Geschichte: »Ich sah Davids Eltern lange allein am Grab stehen, verstört und wild und starr vor doppelter Qual.«

Als ich zum ersten Mal in Auschwitz war und die Haufen von Kinderschuhen sah, dankte ich dem Gott der Christen und Juden, daß Ernstl 1918 einen menschenwürdigen Tod hatte sterben dürfen.

Ich glaube, ich erlebte in meiner Kindheit kein Rassenproblem. Oder doch? Auf dem Gutshof meiner Großmutter hörte ich öfters die Rede: »Der Vieh-Jud kommt.« Aber das war kein Schimpfwort. Der Viehhändler wurde von der Großmutter freundlich behandelt, wie jedermann. Nur (ich darf es nicht verschweigen) hörte ich die Großmutter sagen: »Der ist schlauer als wir, da müssen wir aufpassen.« Das war aber ein Wort der Bewunderung. Es blieb als solches in meinem Gedächtnis. Fortan galten mir »die Juden« als besonders intelligent. Hatte ich Unrecht? Waren die Juden nicht große Wissenschaftler? Das Kind wußte natürlich noch nichts von

Einstein und den andern epoche-machenden Physikern und auch nichts von den großen Philosophen, von Spinoza zum Beispiel, und auch nichts vom Juden Karl Marx.

Später, schon nahe an 1930, an der Hitlerzeit also, sagte mir eine Mitschülerin (jene, die dann als erste der NS-Partei beitrug): »Wie kannst du das biblische Zeug glauben, und übrigens waren die ja alle Juden, der Jesus und die Maria und der Josef und die Apostel. Lauter Juden. Die ganze Geschichte ist verjudet. Und es waren ja die Juden selbst, die den Jesus umgebracht haben – wenn's wahr ist. Und diese Juden sind Schmarotzer, sie sind alle reich und wollen uns regieren. Aber das lassen wir uns nicht gefallen.«

Das war die Sprache der frühen Nazis. Sie schien mir dumm, aber sie wirkte, wie sich bald zeigte. Ich freilich war immun dagegen. Ich wußte mittlerweile durch eigene Lektüre und eine »linke« Lehrerin, daß die deutsche Kultur, auf die wir so stolz sein sollten (»Deutschland über alles«), nicht denkbar ist ohne den großen Beitrag der Juden: Maler, Musiker, Schriftsteller, Verleger, Philosophen, Ärzte, Naturwissenschaftler. Und was wäre die Weltkultur ohne das Juden-Christentum des Paulus, der aus der kleinen jüdischen Sekte eine Weltreligion aufbaute? (Die Frage enthält für mich ein schweres Problem, das hier nicht besprochen werden soll.) Und wieviel jüdisches Blut fließt in unseren arischen Adern, und wir wissen es nicht. Verdanken nicht viele bedeutende Persönlichkeiten ihre hohe analytische Intelligenz apokryphen jüdischen Vorfahren? Wer weiß denn, daß eine sehr große christliche Heilige Jüdin war: Teresa von Avila? Zum Beispiel. Und wer weiß denn, daß viele gute Christen in ihrer Ahnenreihe Juden hatten, die Christen wurden nur durch Zwang? »Taufe oder Tod.« Als ob damit das historische Gedächtnis habe verändert werden können! Einen antisemitischen Schwelbrand freilich gab es immer. Das unwissende Volk war leicht zum Judenhaß zu entflammen.

1933: Hitler kam an die Macht.

Ich mußte für die Staatsprüfung in Psychologie und Pädagogik an der Universität München 1934 zeit-entsprechende, also Nazi-Bücher lesen, um sie zitieren zu können, vor allem Hitlers »Mein Kampf« und Rosenbergs »Mythos des 20. Jahrhunderts«. Ich, die ich mich längst mit Platon, Hegel, Kierkegaard und Buddhas Reden befaßte, mußte mich mit den idiotischen Hetzschriften der Nazis befassen, sonst gab es keine Zulassung zum Lehrfach.

Mein zwar nationalgesinnter, aber antifaschistischer Vater hatte mich politisch aufgeklärt, aber strenges Schweigen geboten. Schon herrschte die Angst im Lande. Überall gab es Spitzel, die offene oder heimliche Antifaschisten denunzierten und sie ins KZ brachten. Die Juden galten als Staatsfeinde. Aber hatten sie nicht längst die deutsche Staatsangehörigkeit und die gleichen Rechte und Pflichten wie alle Deutschen? Sind sie für ihr Deutschland nicht in den Ersten Weltkrieg gezogen und haben sich umbringen lassen für dieses Land, das nicht ihr Vaterland sein wollte? Hatten sie nicht mit ihrem Geld und ihrer großen Intelligenz die nach 1918 zusammengebrochene deutsche Wirtschaft sanieren geholfen?

Einer der jüdischen Freunde unserer Familie, Frederik Fernbrook (Fritz Fernbach vorher als Berliner Rechtsanwalt), dem ich meine Erzählung »Jan Lobel aus Warschau« gewidmet habe, besaß das Eiserne Kreuz. Er nahm es mit, als er 1938 mit Frau und Tochter in die USA emigrieren mußte, und es war ihm so heilig, daß er es 1946, als US-Major wieder nach Deutschland zurückkehrend, mit sich brachte. Er schenkte es mir. Warum kehrte er zurück, da er doch US-Bürger geworden war? »Heimweh« war es, was ihn zurücktrieb in die alte Heimat. Aber das Deutschland von 1946 war sein Deutschland nicht mehr. Es war ein von Amerikanern und Russen besetztes Land, das seine kulturelle Identität verloren hatte, und er, Frederik Fernbrook, mit dem US-Paß und der Uniform der US-Army, sah und fühlte sich als Fremder. Und er war allein. Seine Frau hatte in New York Selbstmord begangen, und seine Tochter hatte einen Amerikaner geheiratet. Keinen Juden, oh nein. Da brachte er sich um. Mit Schlafmitteln. Ich, mit ihm befreundet, schickte seiner Tochter einiges von seiner wenigen Habe. Das Eiserne Kreuz behielt ich, denn sie hätte es in eine New Yorker Mülltonne geworfen. Mit Recht. Er selbst liegt im Münchner Nordfriedhof.

Wo hätte er bestattet sein wollen? In seiner Heimat? Wo war die Heimat eines deutschen Juden? In Israel doch. Was für eine Frage. So einfach aber ist die Antwort nicht. Für die Emigranten der ersten und zweiten Generation blieb die Heimat Deutschland, auch wenn sie auswanderten, schon ehe sie vertrieben wurden. Die ersten, die emigrierten, nannten sich Zionisten, weil Zion der Name für die Heimat ihrer Väter war: Jerusalem, die Heilige Stadt, und Palästina, das Heilige Land. Und dort zeigten sie ihre Stärke. Sie überlebten. Sie überleben bis heute, wie sie über viertausend Jahre Not und Kampf überlebt hatten. Ihr Stammesgott stand ihnen bei. Er hielt den Bund, den er mit ihrem Urvater Abraham geschlossen hatte. Er hielt ihn, obwohl sie ihm so viele Male die Treue brachen und »Götzendienen« wurden. Er scheint den Bund weiterhin zu halten, denn sie überleben immer noch am Rand der Niederlage.

1962 war ich in Israel. Ich kam vom Norden her, vom Libanon über Jordanien ans »Mandelbaum-Tor«, die beidseits streng bewachte Grenzstation. Hinter mir die Wüste am Toten Meer, vor mir der Garten Eden: grünes blühendes Land mit Palmen, Ölbäumen, Zitrusfrüchten, Blumen. »Kanaan«, das Land, das von »Milch und Honig fließt«, wie Jahwe es dem Stammvater der Juden, Abraham, verheißen hatte, als er ihn aus Ur in Chaldäa führte.

Die Geschichte der ersten Landnahme ist im Buch Genesis aufgezeichnet und liest sich wie echte Historie, und wenn es Dichtung ist, ist es ein großes Epos wie das persische Gilgamesch und die griechische Odyssee und die Upanischaden. Was ist daran echte Geschichte? Genesis und Exodus lesend, verirrt man sich in einem großartig wüsten Gestrüpp von spät aufgezeichneten Ereignissen. Wer da der Frage nachgehen will, wem eigentlich das Land gehört, das heute Israel ist, der muß entweder mit dem großen Hopie-Indianer von Seattle sagen »Die Erde gehört niemand« oder er muß eben glauben, daß Jahwe, dem ja die ganze Erde gehört und dessen Entscheidungen dunkel sind, diesen Streifen Land am östlichen Mittelmeer

gerade den Hebräern geschenkt hat. Wem aber gehörte es vorher? Gehörte es niemand? War es Durchzugsland von Nomaden verschiedener Stämme? Die jüdisch-biblische Geschichte, die nicht für das genommen werden darf, was heute unter Geschichte verstanden wird, bleibt auch nach Abrahams Landnahme höchst bewegt. Völker kamen, gingen, kehrten wieder, wurden vertrieben, kamen zurück, bauten Städte, führten Kriege, siegten, verloren, teilten das Land, vereinigten es wieder, trieben untereinander Diebstahl, Betrug, Bestechung, Unzucht, Ehebruch, Mord, trotzten ihrem Gott, kehrten zum Götzendienst zurück, erlitten schreckliche Strafen, taten Buße, zogen verzweifelt durch die Wüsten, hatten selbsternannte Stammeskönige, so den großen Saul, der gegen die Philister kämpfte, die um 1000 vor unserer Zeitrechnung in Palästina eingewandert oder eingefallen waren, und damit kommt uns mit der Gestalt des Königs David (des Hirtenknaben, der mit seinem Cithera-Spiel den tief schwermütigen König Saul tröstete) die biblische Geschichte näher, die unheimlich bewegte Geschichte von der Liebe Sauls zu David, von der Feindschaft der beiden und vom Selbstmord Sauls, »der sich in sein Schwert stürzte« und seine drei Söhne tötete. Und »Israel« wurde durch das Los geteilt in 12 Stämme. Jahwe schaute lange zu. Aber dann sagte er: »Ich will Jerusalem fortwischen, wie man eine Schüssel auswischt und nach unten kehrt.« (2. Buch der Könige 21,13). Dank einer Hungersnot wurden die Juden gezwungen, ins fruchtbare Niltal, nach Ägypten zu ziehen; später wurden sie vertrieben, zogen nomadisch durch die Wüste, lästerten ihren Gott, schlossen wieder einen Bund mit ihm, wurden aber in die Babylonische Gefangenschaft geführt, wo sie »an den Wassern saßen und ihre Harfen an den Weiden aufhängten und weinten«, und Israel war nicht mehr. Bis 1948. Da erhielten sie ihre alte neue Heimat dank UNO-Beschluß.

Was für eine Geschichte. Sie ist viel, viel größer, als ich sie hier so kurz wiedergebe. Und bis zur Erschaffung der Erde reicht unsere Erinnerung nicht, wenngleich wir soviel mehr an wissenschaftlichen Fakten beibringen können, als die jüdischen Mythen kennen. Ich frage mich, ob wir Christen von heute (wir Christen überhaupt) die doch sehr wüste jüdische Geschichte kennen sollten. Ist sie nötig, um dem Juden Jesus einen Ort in der Heilsgeschichte einzuräumen und dem jüdischen Volk seine Auserwähltheit (prophetisch vorhergesagt) zu bestätigen?

Wie auch immer. Dieses aus so verschiedenen Stämmen zusammengewachsene Volk hat den Bau und die Zerstörung des Tempels Salomons überlebt und alle Verfolgungen, es hat im Prinzip Hitler überlebt, es lebt weiter, heute wie immer am Rande des Abgrunds, umgeben von Feinden, begleitet von göttlichem und menschlichem Segen und Fluch, und hat, so klein es als Land und (seit 1948) als Staat ist, die Welt in Unruhe versetzt und politisch beeinflusst und tut es weiterhin. Wie lange?

Aber wirklich: Was geht uns Israels wahnsinnige, schreckliche, tödlich ernste, finstere Geschichte an, übers Literarische, über die herrlichen Psalmen und das schönste aller Liebesgedichte, das »Hohe Lied«, hinaus?

Müssen wir Jesus als Juden sehen? Muß er einen Stammbaum haben, da er doch der Erstgeborene des Weltengottes ist und nicht einfach der von

Juden unerkannte Messias, der als »Jude« geboren wurde? Fängt doch unsere Zeitrechnung mit seiner Geburt an, nicht mit jener Davids oder Salomons oder eines der großen jüdischen Propheten.

Zurück zu der Frage: Wem gehört das Land am Jordan? Wer kann stichhaltig beweisen, was nicht beweisbar ist: daß ein Weltengott dieses Land gerade den Juden schenkte?

Als ich 1962 am Mandelbaum-Tor war, beantwortete sich mir jedenfalls von selbst die Frage nach dem heutigen Besitz-Recht. Wer immer hier aus Wüstenland und kriegszerstörten Dörfern und der Tempelruine von Jerusalem ein blühendes Land geschaffen hat, dem gehört es. Die Juden haben teuer genug dafür bezahlt mit dem Verlust der Heimat, sei es Deutschland, sei es Polen, sei es die Sowjetunion, teuer bezahlt mit rund 6 Millionen Menschenopfern und der harten Arbeit ihrer Hände, der Hände von namhaften Juristen, Schriftstellern, Theologen, Wissenschaftlern, Ärzten ...

Die Freunde, die mich damals am Mandelbaum-Tor erwarteten, wohnten in Tel Aviv, und sie waren so ungemein deutsch, so berlinerisch, daß sich mir die Zeiten und Räume vermischten. Ich konnte mich nicht unbefangen freuen, denn hinter den beiden Geretteten standen jene Millionen, deren Tod ich nicht verhindert hatte. Ich Deutsche. Ich halte theoretisch nichts vom Gedanken der »Kollektivschuld«, und doch: Es gibt sie. Was für ein Widerspruch in mir. Was für ein Problem überhaupt. Jeder ist an allem schuld. Jeder ist ein Glied der Kette, die vom mythischen Brudermord Kains bis Auschwitz reicht, und von Israel bis Tibet, von Spanien bis Mexiko ... Gibt es einen Ort, wohin man fliehen könnte und dort von jeder Schuld freigesprochen würde?

Da waren nun meine Freunde, Deutsche mit einem israelischen Paß, und sie empfingen mich mit offenen Armen, und da waren die anderen deutschen Emigranten, die mich zu einer Lesung in Tel Aviv einluden und die mich trösteten darüber, daß ich trauerte über mein eigenes Volk, das Auschwitz geschaffen hatte. »Aber Sie sind nicht schuld, Sie waren doch gegen Hitler ...« Ja, schon, aber ...

Die Klagemauer war damals im jordanischen Teil Palästinas. Ich war dort mit meinem jordanischen Reiseführer armenischer Abstammung. Damals, dort, weinte ich an der Seite der betenden Juden. Jetzt, in Israel, schämte ich mich. Ich schämte mich nicht eigentlich nur der Deutschen, ich schämte mich der Menschen. Diese böse dumme Tier-Rasse also hat unser Weltengott sich entwickeln lassen aus der unschuldigen Natur?

Wie stand es mit den Juden selbst? Sind sie ohne Schuld?

Im Buch Mose steht zu lesen: »Dein Leben wird immerdar in Gefahr schweben. ... Und du wirst zum Entsetzen und zum Spott werden unter allen Völkern, zu denen der Herr dich treibt.«

Es muß 1948 gewesen sein, nach der Gründung des Staates Israel, als mich der Oberrabbiner von München einlud, mit ihm nach Landsberg am Lech zu fahren. Wozu? Was ich sah, erschreckte mich, und mein treues Gedächtnis behielt meine eigenen prophetischen Worte: »Die sehen ja aus wie die Hitlerjugend, alle in Uniform und im Marsch-Schritt, und diese Marsch-Lieder, wohin führt das alles? Das sieht ja nach Krieg aus.« Auch

die Mädchen in Uniform mit weißen Hemden und schwarzen Dreiecktüchern mit Lederknoten, und dieser zu allem entschlossene Blick, und sie waren hier im Sammellager, von wo aus sie nach dem eben gegründeten Staat Israel auswanderten, der Worte des Propheten gedenkend: »Ich will das Joch auf deinem Nacken zerbrechen. Ihr werdet nicht mehr Fremden dienen.«

Es war noch weit bis 1967.

Meine Erinnerung hinkt nach.

Ich stehe im Jahr 1934. Als ich für die Staatsprüfung Hitlers »Mein Kampf« las, stieß ich auf einen Satz, der mir so unverständlich schien, daß ich meinen Vater fragte, der sonst meinem jungen intellektuellen Hochmut keine Kompetenz war. »Die deutsche Jugend muß erzogen werden im Bewußtsein des vorrangigen Lebensrechts der deutschen Nation.« Was hieß das? Warum sollte die deutsche Nation vorrangiges Lebensrecht haben? Und die andern Völker? Sind sie weniger wert? Was für Schlüsse sollten wir daraus ziehen? Die Antwort meines Vaters in düsterem Ernst: »Das bedeutet Krieg.« Prophetie von 1934.

1935 wurde die Judenfrage brisant: Kein Arier (was war das? wer war einer?) durfte mehr einen Juden heiraten. »Blutschande-Gesetz« hieß das. Und dann teilte man die Deutschen ein in Volljuden, Halbjuden, Vierteljuden, Achteljuden, ... Und wir mußten einen Ahnenpaß haben, in dem die Reinheit unseres arischen Bluts nachgewiesen wurde, das heißt, daß wir beweisen mußten, daß wir drei oder vier Generationen lang nicht jüdischen Blutes und auch nicht jüdisch versippt waren. Wer wußte das so genau? Manchmal genügte es den Machthabern, daß jemand »jüdisch« aussah oder auch einen jüdischen Namen trug: Daß der Antisemit Rosenberg einen solchen Namen trug und daß der so deutsche Richard Wagner Halb-Jude war und Hitler selbst jüdisches Blut hatte – das störte die fanatischen Antisemiten nicht. Ab 1935 also galten Ehen zwischen Juden und Ariern als »Blut-Schande« und wurden nur geduldet, wenn ein jüdischer Teil wichtig war für die Nazi-Politik. Die Schwiegertochter von Richard Strauss war Jüdin. Aber Hitler sagte: »Wer Jude ist, bestimme ich.« Damit war sie »arisiert«.

Was für eine wahnwitzige Vorstellung, man könne eine arische Rasse züchten, so wie man Pferde züchtet, indem man jede fremde Blutmischung streng verhindert. Als ob es »Rassen« gäbe in unserer Zeit, in der seit Jahrtausenden die indogermanischen und slawischen Völker sich paarten! Und als ob man aus dem »deutschen Volk« alles »Fremd-Rassische« tilgen könnte, indem man die Juden eliminierte.

Es war freilich für junge Leute eine faszinierende Idee von »Reinheit«. Es gab einen Schriftstellerkollegen, der sehr früh der SS beitrug, weil sie seinem Ideal von Reinheit und Askese entsprach. Der Törichte. Er wurde homosexuell, wie viele in diesen Männerbünden. Aber die Homophilie selbst wurde wiederum schwer bestraft, denn man brauchte ja Nachwuchs. Alle »Ideen« des NS erwiesen sich als widersprüchlicher Irrsinn. Heute wissen wir, daß wir »den Juden« einen wichtigen Teil unserer deut-

schen Kultur, ja der Kultur überhaupt verdanken, einer Kultur, die vor allem über Nordafrika und Spanien Europa mitgestaltete.

Zurück zur Frage nach dem Staat Israel. Wenngleich die Engländer nach dem 1. Weltkrieg Palästina teilen wollten, um Ruhe zu schaffen, hatten sie keinen Erfolg. Im Gegenteil: Was der berühmte »Araber-Lawrence« erreichte, war nichts weniger als Frieden, wie sich seither stets von neuem zeigt. Die Araber, uraltes Volk mit hoher Kultur (wenn sie nicht Nomaden blieben), waren in Palästina an Zahl den Juden weit überlegen: 1949 gab es 400 000 Juden und eine runde Million Araber; wenige Jahre vorher waren es nur 60 000 Juden gewesen. Mußten die Araber sich nicht fürchten vor der ständig wachsenden Zahl der jüdischen Einwanderer? War das Zahlenverhältnis nicht Unruheherd genug? War es nicht eine unerträgliche Situation für die Araber, daß da sozusagen mitten unter ihnen ein neuer, moderner Staat gegründet wurde? Sind die vielen Angriffe der Araber verständlich, die von damals, die von heute? Und ist die Verteidigungs- und Angriffshaltung der Israelis verständlich? Doch wohl. Beides ist verständlich. Unseliges Verhängnis. Und stammen nicht beide Völker vom selben Ur-Vater Abraham ab wie auch die Muslime?

Ich habe einen Raum- und Zeitsprung gemacht. Ich lande im Jahr 1938, am 9. November.

»Kristallnacht« nannte man jene Nacht. Am Morgen danach lagen die Straßen der Städte voller Glasscherben, und viele Schaufenster zeigten leere, ausgeraubte Höhlen, und die jüdischen Synagogen brannten, und die Juden standen stumm und starr vor Entsetzen vor ihren zerstörten Häusern, und Hitlerjugend marschierte auf und gröhlte: »Juda verrecke!« Waren das Deutsche, die sich so barbarisch zeigten? Oh ja, es waren Deutsche, und sie hatten Wort und Aktion der Kristallnacht erfunden.

Was eigentlich dachten sich die Deutschen von damals? Wenig genug. Sie hatten das Denken verlernt in nur fünf Jahren des Hitlerterrors. Sie tobten ihren verdrängten Haß und Neid aus. Sie ließen ihrem nationalistischen Teufel freie Hand und sahen nicht, daß der Todesengel schon wartete, um Millionen »rein arischer« Deutscher hinwegzufegen. Sie beschworen ihren Rächer selbst herauf. Die Kristallnacht war der Beginn des Holocaust. Der Vorwand: Die Staats- und Volksfeinde hatten den Reichstag in Berlin angezündet. Es waren nicht »die Juden«, aber hinter dem Attentäter Dimitroff standen angeblich die Juden, die Zionisten. Der »Welt-Jude« stand hinter allem ...

Seltsam, wie die Deutschen (die Nazis und die Verführten) ihr eigenes Böses projizierten auf ein anderes Volk. Und seltsam auch, wie die deutschen Christen ihre Religion transformierten: Aus Gottvater wurde Wotan, aus Jesus Baldur, aus Maria Freija, aus Ostern die Frühlingsfeier und aus der jüdisch-christlichen Ethik die Gefolgschaftstreue: »Führer, befehl! Wir folgen dir!« Und sie folgten ihm. Und die nicht folgten, landeten in den Gaskammern.

In jenen Jahren hatte ich keine direkten Beziehungen zu Juden. Meine Freunde waren ausgewandert in die USA oder nach Israel. Ich sah sie nie mit dem »Judenstern«. Ich selbst, Nichtjüdin und Antifaschistin, hatte

Glück: Ich landete 1944 im Gefängnis statt im KZ oder unterm Fallbeil. Das Ende des Krieges brachte meine Rettung.

Dann kam eine lange Reihe von Begegnungen aller Art mit Juden, die ihrer Sprach- und Landeskenntnis wegen als US-Army-Angehörige in Deutschland eingesetzt wurden. Unter ihnen war jener ehemals Berliner Jurist, von dem ich schon erzählte: Frederik Fernbrook (Fritz Fernbach), der in meiner 1948 geschriebenen Erzählung als »Jan Lobel aus Warschau« erscheint.

Die Geschichte ist erfunden, aber sie hätte so verlaufen können. Ihr Realitätskern ist sehr klein: Eines Nachts im Mai 1945 erwachte ich von einer kurzen Schießerei, der ich keine besondere Bedeutung zuschrieb. Aber am nächsten Tag hörte ich, daß man die Insassen eines KZ's aus einer Stadt im Nordosten nach dem Süden trieb, den anmarschierenden Russen aus den Augen.

Das war alles. Daraus machte ich die Geschichte von dem Mann, der entfloh und bei einer deutschen Familie Zuflucht fand, bis der Hausherr, ein Nazi, aus der Gefangenschaft heimkehrte und den Flüchtling fand. Eine sehr stille Geschichte, die dennoch, in viele Sprachen übersetzt, tausende von Lesern zum Weinen brachte. Wieder sprach da eine meiner Gestalten das brennende Wort: »Ich bin Jude«, und dieser mein Jude, Jan Lobel aus Warschau, setzte hinzu: »Und Pole.« Schlimmer konnte es nicht sein. Ich fand, der Logik der Geschichte gehorchend, keine andere Lösung, als daß ich meinen Juden wiederum fliehen ließ: Er, der nach Israel wollte, ist (so die Nachricht, die seine Freunde erhielten) »bei dem Versuch, sich illegal nach Palästina einzuschiffen, ertrunken. Wir haben ihn in Triest begraben.« Warum illegal? Was wußte ich damals, 1948? Wie kam man damals legal nach Jerusalem, in palästinensisches Gebiet?

Die Erzählung brachte mir eine der seltsamsten Beziehungen meines Lebens ein. Der Beginn: der Brief eines polnisch-jüdischen Wissenschaftlers, der die Autorin von »Jan Lobel« kennenlernen wollte.

Zygmunt Hauptmann hieß er. Er kam, blieb einige Zeit in München und tauchte jeden Tag bei mir auf. Seine Geschichte ist nicht von mir erfunden. Sie ist umso rätselhafter, je wahrer sie ist, auch in den Einzelheiten.

Er, Sohn reicher Warschauer Eltern, floh beim Nahen der Hitler-Armee. Mit sich nahm er einen Koffer voll Schmuck und Geld, das Eigentum seiner Verwandten und Freunde. Er kam flüchtend nur bis in die Karpaten, denn vom Westen stießen bereits die Deutschen vor. Er vergrub den Koffer mit den Kostbarkeiten im Gebirge. Mit dem Rest entkam er und erreichte schließlich Jerusalem. 1947 kehrte er zurück, um den Koffer zu holen. Der war verschwunden. Die Verwandten forderten ihr Eigentum zurück. Es existierte nicht mehr. Zygmunt war verzweifelt: Man beschuldigte ihn des Betrugs. Eines Abends kam er zu mir, in der Tasche ein Fläschchen mit Zyankali. Ich versuchte, ihm den Selbstmord auszureden. »Gut«, sagte er, »lassen wir das Schicksal entscheiden. Du gehst mit mir in die Synagoge (es war Jom Kippur) und betest zu meiner toten Mutter. Wenn sich kein Wunder ereignet, bin ich morgen tot.«

Das Wunder ereignete sich, und ich schwöre, daß es so geschah: Ich ging mit in die Synagoge und sah von der Frauenempore aus Zygmunt stehen. Er stand reglos, und er betete, er, der aufgeklärte Jude, der Agnostiker oder Atheist, betete, und es schien mir, es schlugen Flammen aus ihm. Er war selbst zum Gebet geworden.

Seine Glut ließ mich ahnen, wie Moses betete und die anderen Propheten. Das war jüdische Mystik und Zygmunt ein Chassid, der nicht wußte, daß er es war. Was, wenn sein Gott sein Gebet nicht erhörte?

Am nächsten Morgen rief er mich an unter Weinen und Schluchzen: »Ich habe den Haupttreffer der deutschen Klassenlotterie gewonnen!« Hunderttausend Mark. Damals ein Reichtum. Er verteilte das Geld unter jene, die sich für seine Gläubiger hielten.

Ein anderer (sephardischer) Jude, der geistreiche Verleger Fritz Landshoff, der bis zu seinem Tod 1994 mein Freund blieb, sagte damals: »Es war eine Prestigefrage für Jahwe. Er mußte dir, dem Christenmädchen, zeigen, was er kann.«

Und wenn's nun mein Christengott war, der einem Juden half? (Denn auch ich habe glühend gebetet!) Seither glaube ich alle chassidischen Legenden und alle jüdischen Wundergeschichten und einige der christlichen auch. Ich glaube, daß glühendes Gebet Wunder wirkt, weil es geballte Energie ist.

Freilich gerät mein Glaube an Jahwe-Gottvater oft ins Wanken, so angesichts der Terrortaten im Deutschland von gestern und der Attentate im Israel von heute. Auschwitz, Treblinka, Buchenwald, Ravensbrück ... das vermag ich nicht einzuordnen in meine jüdisch-christlich geprägte Religion; da muß ich meine buddhistisch-hinduistischen Vorstellungen hinzuziehen; die wissen eine Antwort: *Karma*. Und doch: Auch die jüdische Bibel selbst weiß sie. Wie oft hat Jahwes Lieblingsvolk seinen Herrn verraten und das Goldene Kalb angebetet, das Symbol des platten Materialismus. Wie oft hatte der Judengott Gelegenheit, sein Volk zu verfluchen ob seiner Untreue, seiner Rückfälle ins Heidentum. Wie oft mußte er es handgreiflich bestrafen mit giftigen Schlangen, mit Krankheiten, mit den Angriffen der Feinde, mit Gefangenschaft. Und wie oft hat er seinen Fluch zurückgenommen in unendlicher Barmherzigkeit. Warum? Weil er dies aufsässige, blitzgescheite monotheistische Volk schätzte. Das Volk, das so großartig ist in seiner vieltausendjährigen Hoffnung. Worauf hofft es? Auf den Messias? Israel ist das Volk, das nicht eigentlich »auf etwas« hofft, sondern das selbst ganz Hoffnung *ist*. Es müßte nur begreifen, daß sein Weg sein Ziel ist. Und das unterscheidet die Juden nicht von den Christen und nicht von den Buddhisten. Wir alle: Wüstenwanderer, die einer Wolkensäule folgen, in der wir unseren Gott zu sehen glauben.

Ich habe viele Juden gekannt, aber kaum einen religiösen. Es waren lauter »aufgeklärte« Intellektuelle, und wenn sie das nicht waren, bekehrten sie sich früher oder später zu dem, was sie als Christentum betrachteten. Eigentlich unverständlich nach all den Ereignissen allein dieses Jahrhunderts.

Was Paul Claudel, den Dichter, zum Christentum konvertieren ließ, ist verständlich: Das Christentum entsprach seiner Radikalität und seiner dramatischen Poesie. Aber was brachte den Israeli Mordechai Vassuno, Techniker im Kernreaktor Dimona, dazu, Christ zu werden? Danach gab er Atomgeheimnisse weiter an die britische Presse. Ich möchte wohl die Geschichte dieser Konversion, einer politisch-religiösen, kennen; sie muß abgrundtief sein. Aber es gibt ja auch Christen, die sich zum Judentum bekehren, weil sie, den Juden gleich, nicht glauben, daß der Messias bereits gekommen ist.

Ist er gekommen? Er war immer da. Aber das ist ein großes Geheimnis. Nur Mystiker wissen es. Die andern versuchen, es zu glauben. Oder zu leugnen. Oder es dahingestellt zu lassen. Eben als ich diese Zeilen schrieb, fiel mein Blick auf das Farbfoto, das ich von meiner israelischen (nicht-jüdischen) Freundin aus Jerusalem bekam: »A Peaceful New Year«. In Goldbuchstaben, und die Karte mit dem politischen Dreigestirn: Rabin, Clinton und König Hussein von Jordanien. Es gibt sie (ich habe sie) als Telefonkarte mit Minuten-Zähler. Die Zeit läuft rasch und ist teuer. Was für ein Land.

Warum eigentlich hat der Weltengott sich in diesem immer schon friedlosen Land inkarniert? Als Jude inkarniert? Hätten die Griechen, dieses spirituell-philosophische Kulturvolk, Jesus nicht früher erkannt als immaterielle göttliche Lichtgestalt des Apollon oder etwa in der Person des Heilers Äskulap? Oder die Inder, diese Metaphysiker und Mystiker? Warum gerade die Juden? Warum überhaupt diese göttlich-jüdische Tragödie? Warum, wozu? Auch die großen, weisen Juden Philo und Maimonides und Paulus bringen keine einleuchtende Erklärung.

Die intensive Befassung mit der jüdischen Geschichte kann einen Menschen von heute letztlich zum absoluten Unglauben führen. Besser nicht zu denken, was nicht von selber einleuchtet. Jedenfalls stellt das Judentum unsere Gottesvorstellung in Frage, und die Frage kann heiß werden. Eine Frage auf Leben und Tod.

Als ich 1962 in Israel war, machte ich mit einer Gruppe von Besuchern aus verschiedenen Ländern eine Busfahrt durchs Land. An vielen Stellen hielt der Bus, und der Fahrer hieß uns aussteigen – nicht etwa an besonders schönen Aussichtspunkten, sondern an Stellen, die sich durch nichts auszeichneten als durch die vom Fahrer laut und hart verkündete Tatsache, daß hier ein tapferer Israeli ein paar Palästinenser getötet hatte. Ich ging jedesmal weg. Angewidert, obwohl ich verstand. Leider verstehen mußte. Ich mußte auch verstehen, daß nicht nur der Sohn meiner Freunde (ein »Sabre« schon) begeisterter Soldat war, sondern auch die Tochter, die, von Geburt an hinkend, ebenso begeisterte Soldatin war, was die deutsch-liberalen Eltern bedrückte. Aber gab es nicht schon im Alten Testament große weibliche Helden mit dem Schwert in der Hand, feierlich Männer mordend? Warum nicht auch heute ...

Der Militarismus, verbunden mit einem ungemein starken Nationalismus, besser Chauvinismus (wie einige Juden selbst es nennen, so Leibowitz, der große Gegner Martin Bubers) ist ein theologisch-politisches Pro-

blem. Leibowitz, deutsch-jüdischer Herkunft wie Buber, aber im Gegensatz zu Buber schärfster Gesellschaftskritiker und Gegner des israelischen Anti-Arabismus, nannte Politiker des rechten Flügels »Judo-Nazis«, ein überaus scharfes Wort. Er wagte es auch, angesichts der nationalen Feiern nach dem gewonnenen Sechstagekrieg, die Klagemauer »Disco-Mauer« zu nennen. Dieser Leibowitz (Pazifist, Mediziner, Professor an der Hebräischen Universität) drängt uns dazu, unser Verständnis für den Israel-Palästina-Streit scharf zu überdenken und den jüdischen Anspruch auf sein Prophetentum auf einen soliden Boden zu stellen. Die Tatsache des Überlebens der Juden über Jahrtausende in der Diaspora (angefangen bei der Babylonischen Gefangenschaft) liege nicht im »Prophetentum«, sondern in der »Halacha«, dem jüdischen Gesetz. Gershom Scholem, »der führende Gelehrte des jüdischen Mystizismus« (so Leibowitz), habe einmal gesagt, die Juden glaubten an das Gesetz und nicht an Gott. Buber sieht in der strengen Gesetzestreue eine Katastrophe: »Die Stärke des Judentums wurde nicht nur von außen unterdrückt, sondern auch von innen durch den Despotismus des Gesetzes, was heißen soll, durch eine falsch verstandene, entstellte, verzerrte religiöse Tradition.«

In der Tat: Die Halacha, der Talmud und die vielen Kommentare dazu scheinen vielen Juden selbst ein Anachronismus, so wie uns Christen viele unserer Gesetze (Dogmen und kirchlich-moralische Vorschriften) als überholt erscheinen.

Was die Halacha betrifft: Was hat der jüdische Rabbiner Jesus darüber gesagt? »Das Gesetz ist für den Menschen da«, und die Frömmigkeit liegt nicht im starren Einhalten von Speise- und Sabbatgesetzen (die er selber provokatorisch übertrat!), sondern in der Liebe. Er war ein jüdisch Frommer und zugleich ein Reformier, eigentlich ein Revolutionär. Ohne das Gesetz ausdrücklich abzulehnen, überstieg er es um eine ganze Dimension.

Ich war eingeladen zum Seder-Abend in einer jüdischen Familie. Ein teils vertrautes, teils schwer verständliches Ritual, eine Vorform unserer katholischen Messe. Was wird da gefeiert? Die Erinnerung an den Auszug aus Ägypten, die Befreiung von der Sklaverei. Zweck und Sinn des Festes: die Tradition fortzuführen, die Einheit zu stärken. Die Reihenfolge von Gebeten und Handlungen ist so festgefügt wie die der katholischen Messe: vom einleitenden Gebet über ein Gespräch zum gemeinsamen Mahl mit dem ungesäuerten Brot. Eine Feier, in der zeitlich längst Vergangenes als gegenwärtig erlebt wird und als Zeichen der unendlichen Hoffnung: »Dieses Jahr hier, nächstes Jahr in Jerusalem, dieses Jahr Sklaven, nächstes Jahr Freie.«

Ich, den übersetzten Text in Händen, betete mit, so gut es ging, und plötzlich wußte ich, daß wir um dasselbe flehten: um Befreiung. Wovon? Von der Schattenseite unseres Mensch-Seins.

Ich bemerkte, daß die übrigen Teilnehmer bei ihren Gebärden und Worten genau so zerstreut waren wie viele der Gewohnheits-Christen in der Messe. Mich, die Nichtjüdin, betraf's tiefer. Als ich dann, in der Osternacht, im Kloster auf dem Zionsberg an der katholischen Feier teilnahm, leuchtete mir für kurze Zeit ein Licht auf: Was ich bei den Juden erlebt

hatte, war die Verheißung dessen, was auf dem Zionsberg schon der Erfüllung nahe oder doch näher war.

Juden und Christen: was für eine Schicksalsbindung politischer und metaphysischer Art.

Ich las dieser Tage, wie schon oft, im »Heinrich von Ofterdingen« des Novalis und fand wieder die Stelle mit dem »Kreuzgesang« der christlichen Ritter, die ins »Heilige Land« zogen, um es aus den Fäusten der »Ungläubigen« zu retten. Die Stelle ist schrecklich.

Zum Kampf, ihr Christen! Gottes Scharen
Ziehen mit in das Gelobte Land.
Bald wird der Heiden Grimm erfahren
Des Christengottes Schreckenshand.
Wir waschen bald in frohem Mut
Das Heilige Grab mit Heidenblut.

Im nächsten Vers die dem Islam entnommene Vorstellung, daß jeder im »Heiligen Krieg« Gefallene, ob Täter oder Opfer, sofort in die Arme der »Heiligen Jungfrau« gelange.

Freilich darf Novalis nicht wörtlich genommen werden. Für sein Weltbild ist die ganze Geschichte »der Rückweg zum Heiligen Grab«, und jedes seiner Worte ist hermeneutisch, also doppel-deutig geheimnisvoll. Dennoch: Dieses Kreuzfahrerlied sollte es besser nicht geben, denn es gab die Wirklichkeit der Kreuzzüge.

Es folgen bei Novalis die Worte einer »Sarazenin«: »Wie ruhig hatten die Christen das Heilige Grab besuchen können, ohne einen fürchterlichen, unnützen Krieg anzufangen, der unendliches Leid verbreitet und auf immer das Morgenland von Europa getrennt hat. Was lag an dem Namen des Besitzers? Unsere Fürsten ehrten andachtsvoll das Grab eines Heiligen, den auch wir für einen göttlichen Propheten halten. Und wie schön hätte ein Heiliges Grab die Wiege eines glücklichen Einverständnisses, der ewig wohlthätigen Bündnisse werden können.«

»Was lag an dem Namen des Besitzers? ...« Sagt man das heute den Juden oder den Palästinensern, wird man von den einen oder den anderen erschossen. Oder man bekommt den Friedensnobelpreis, je nachdem.

Wann werden wir endlich begreifen lernen, daß wir alle Nomaden sind, bestenfalls vorübergehend Besitzer geliehenen Landes? Wann werden wir je lernen, was der Hopie-Indianerhauptling Seattle 1854 sagte bei der Versammlung der Häuptlinge, als »die Weißen den Indianern ihr Land abkauften«:

Eines wissen wir:
Unser Gott ist derselbe Gott.
Diese Erde ist ihm kostbar.
Auch der Weiße Mann
kann dem allgemeinen Schicksal
nicht entfliehen.

Wie lange wird dieser blaue Planet uns gehören? Wie lange wird der Küstenstreifen zwischen Libanon und Ägypten den Israelis gehören? Wie lange wird es Israel geben? Wird sein alter Gott sein Lieblingsvolk

nicht vergessen – und uns dazu? Wer es wagt, solche Fragen zu Ende zu denken ...

Eines Tages (1980, wenn ich mich nicht irre) hörte ich, daß in Ostia-Lido russisch-jüdische Emigranten lebten, und zwar in erbärmlichen Unterkünften am alten Bahnhof. Sie seien aus Israel gekommen, schon vor Monaten. Was taten sie denn in Ostia? Sie taten, was sie in Babylonien getan haben: Sie warteten. Worauf warteten sie jetzt und hier? Ein Bekannter, selbst Jude, sagte sarkastisch: »Sie warten, daß auf den toten Gleisen ihr toter Messias ankomme.«

Worauf aber warteten sie wirklich? Auf ein Einreisevisum in eines der Länder, die ihr neues »Gelobtes Land« sein sollten: die USA oder Australien. Aber die Visa kamen und kamen nicht.

Wie aber waren diese Russen, die Juden waren, hierher gekommen? Sie kamen aus Israel, wohin sie emigriert waren aus der Sowjetunion. Aber warum blieben sie nicht in Israel, wohin sie doch gewollt hatten?

Ich nahm mir eine russisch-israelische Dolmetscherin und fuhr mit ihr nach Ostia. Ein wahrhaft herz-zerreißendes Bild: Da saßen die Juden auf den zersprungenen Stufen des aufgelassenen kleinen Bahnhofs, an dem kein Zug mehr ankam und keiner mehr abfahren würde, um Heimatlose und Heimwehkranken irgendwo hinzufahren. Verzweifelte Leute auf toten Gleisen ...

Da saßen sie, Männer meist, und taten nichts, Tag um Tag. Taten sie nichts? Sie warteten. Das war ihr Tun.

Was sie mir mit Hilfe meiner Dolmetscherin berichteten, war die Essenz einer politischen Tragödie. Sie hatten nicht in der vielfach antisemitischen Sowjetunion bleiben wollen. Wie so viele Juden. Sie stellten den Antrag auf die Erlaubnis zur Auswanderung. Tausende stellten diesen Antrag. Sie mußten warten, warten, warten. Endlich bekamen jene, die ich nun in Ostia traf, die Erlaubnis. Israel sollte aber nur Zwischenstation sein. Man nahm sie natürlich auf und half ihnen finanziell. Bedingung war aber, daß sie so lange in Israel bleiben und für Israel arbeiten mußten, bis sie den erhaltenen Vorschuß »abgearbeitet« hatten.

Schließlich erhielten sie ein Visum für Italien. Aber das Visum galt nur für ein Jahr, und danach mußten sie das Land wieder verlassen. Jetzt war die Frist beinahe abgelaufen. Konnte Italien sie nicht doch aufnehmen? Aber da gab es keine Arbeit. Und sie wollten ja auch gar nicht dableiben. So warteten sie also auf ein Einreisevisum in eines der ersehnten Länder. Ihr Geld schwand hin, und ihre Lage wurde immer verzweifelter. Und Israel wartete darauf, daß die »entlaufenen Söhne und Töchter« reumütig zurückkehren würden ...

Die Sache ließ mir keinen Tag Ruhe. Ich fuhr zum Oberrabbiner in Rom. Der aber stand auf der Seite Israels, so schien es. Sollten die Juden doch nach Israel zurückkehren, wohin sie gehörten. Ich fuhr zur deutschen Botschaft, die aber nichts mit diesen russisch-israelischen Juden zu tun hatte. Ich fuhr zum Vatikan, wo man Betroffenheit zeigte, aber keine Abhilfe zu bieten hatte. Ich fuhr zur US-Botschaft, in der man Hilfe versprach, sehr vage allerdings.

Ich alarmierte die deutsche Presse. Der »Spiegel« (oder die »Zeit«?) brachte meinen Artikel, der mir die (zeitweilige) Feindschaft der israelischen Presse eintrug.

Schließlich war die Weltöffentlichkeit genügend beunruhigt, und die Ostia-Juden fanden Länder, die bereit waren, sie aufzunehmen, Kanada vor allem.

Einer jener Juden, der Solo-Cellist Mark Varshavsky, Meisterschüler Rostropowitschs, gelangte in die Schweiz, heiratete eine Einheimische und wurde Schweizer Bürger. Eines Tages stand er vor meinem Gartentor. Wir wurden Freunde. Er, obgleich im Besitz eines Schweizer Passes (heute wieder eines russischen dazu), blieb heimatlos. Er sagte, er fühle sich bei mir daheim, wenn er für mich und meine Freunde ein Hauskonzert gab. Daß er unter jenen Juden gewesen war, für die ich mich eingesetzt hatte, kam erst später zutage. Heute reist er, Konzerte gebend und auch dirigierend, zwischen Rom, St. Petersburg und Zürich. Ein Nomade. Ein melancholischer Heimatloser, daheim nur in seiner Kunst.

Unser Planet ist im tanzenden Universum der Stern der Heimatlosen, vielleicht ihre eigentliche Heimat, die doch nie Heimat werden kann. Vielleicht der Ort, den wir Purgatorium oder Fegefeuer nennen, der Ort der Reinigung, der Durchgang zum »Nirvana«. Wo aber ist unser Gott? Gilt sein Bund mit dem Menschen noch, oder ist unsere Ruhelosigkeit und weltweite Angst nicht Folge des Fluchs, weil wir Baal anbeten und die Dämonen des Unheils: Geld, Macht, Technik ...? Nehmen wir Israels Geschichte nicht als wirklich genug? Ob Mythos oder Historie – ist sie nicht die Geschichte der Menschheit überhaupt?

Ich mache einen Sprung zurück ins »Heilige Land«.

Ich bin in Jerusalem, zuerst im jordanischen Teil, dann im israelischen. Ich sah alle »heiligen Stätten«: den Ölgarten, die via crucis, Golgatha, das Felsengrab, den Abendmahlssaal, den Tempelberg – und ich fühlte nichts Besonderes. Ich war eine der vielen Touristen, die da herumliefen. Dies alles war nicht »mein« Jerusalem. Mein Jerusalem war zwei Jahrtausende lang gespeichert im Gedächtnis meiner Seele, die seltsamerweise auch Gerüche bewahrte. Woher sonst wußte ich, als ich meinen Roman »Mirjam« schrieb, daß der Vorhof des Tempels voll vom dumpfen Blutgeruch der frisch geschächteten Opfertiere war und die engen Gassen nach Abfällen stanken, und woher kam mir die körperliche Angst vor Eisengeruch? Es war der Geruch der römischen Soldaten. Ich roch, ich sah, ich hörte, ich fühlte ... Das lag weit über den Möglichkeiten meiner Dichterphantasie; das war Wirklichkeit, nie vergangene. So gegenwärtig war mir jenes Jerusalem, das ich als lebendige Wirklichkeit erlebte und es auch so beschreiben konnte, daß mir der Literaturhistoriker Hans Mayer 1983 schrieb, er habe das Buch während seiner Gastprofessur an der Hebräischen Universität gelesen und sich gefragt, wie ich denn das Wesen dieser »unheimlichen und unvergleichlichen« Stadt so habe einfangen können: einer der Beweise, daß Raum und Zeit nie vergehen, weil es sie nicht gibt. Jerusalem war *in mir*.

Am stärksten erlebte ich das, was vor zweitausend Jahren geschehen ist, am See Kinneret (Genezareth). Ich berührte das Wasser, auf dem *Er* gewandelt war, und ich hörte Seine Stimme, als die vom Sturm verschreckten Fischer ihn weckten: »Habt keine Angst, ich bin doch bei euch.«

Vermag ich das heute noch zu glauben? Kann ich jene Worte zum Leben erwecken, wenn mich die Weltangst überfällt? Ist Jesu Wort stark genug, der Chaosforschung Sinn zu unterlegen? Fürchte ich die Anti-Materie, wenn der Herr der Materie Gott ist und ich selbst Gott bin? Die Befassung mit jüdischer Philosophie führt in Abgründe.

Aber zurück nach Jerusalem: Ich sitze bei meinen Freunden Frankenstein, und plötzlich sagt jemand: »Weiß eigentlich Martin Buber, daß Sie hier sind?« Woher sollte er es wissen und was könnte es ihm bedeuten?

»Er würde sich freuen, wenn Sie ihn besuchten.«

»Wieso? Ich bin Deutsche.«

»Nun: Er war immer deutschfreundlich.«

Diesen Satz sagt jemand in unfreundlichem Ton. Ich bemerkte, daß die Israelis von 1962 diesen Martin Buber nur sehr bedingt akzeptierten. Wieso? War er nicht freiwillig nach Israel gegangen, wo doch andere Länder ihn aufgenommen hätten? Welcher Makel haftete ihm an?

Für mich, damals, war Buber (den ich einmal flüchtig in Deutschland getroffen hatte und von dessen Büchern ich mehrere kannte) ein Heiliger, ein Prophet. War er das? Nun: Meine Freunde riefen ihn an, er ließ mich ans Telefon holen und lud mich für den nächsten Nachmittag zu sich ein.

Was wollte ich eigentlich bei ihm? Was wollte er von mir? Was war der Sinn dieser improvisierten Begegnung?

Sein Haus, ein Bungalow, lag in einem dichten Garten an der vormaligen »Todeszone«, dem Grenzstreifen zwischen Israel und Jordanien. Eine Frau öffnete mißmutig.

Buber lag auf einem Ruhebett, sein langer weißer Prophetenbart, schön gekämmt, ausgebreitet auf der Decke. Ich war befangen. Er aber streckte mir beide Hände entgegen. Ich sagte »Schalom«. Es war wie ein Lösungswort. Er schaute mich an, als wollte er wissen, wer ich denn »wirklich« sei, und ich schaute ihn an, um zu wissen, wer er »wirklich« sei, das nämlich war mir so ganz klar nicht.

Buber zog mich näher zu sich, ganz nahe, zuletzt auf den Rand seines Ruhebetts. Er sei ein wenig krank, sagte er. Und dann stellte er Fragen. Es war wie ein Verhör. Was sollte ich sagen über das Deutschland von 1962, das ich, ohne zu emigrieren, zwei Jahre vorher für Italien eingetauscht hatte? Er stellte Fragen; eine Litanei von Fragen, die politischer Natur waren. Ich weiß meine Antworten nicht mehr. Was mochte ich gesagt haben über mein Vaterland? Vorsichtige Verteidigung oder Verdammung oder Erklärungen ... Er fragte nach meiner Gefängniszeit, und ich sagte, ich hätte nichts erlebt, was »Auschwitz« gleichkäme, außer der Erwartung meines Todesurteils vom Berliner Volksgerichtshof.

Dann wollte er mein Urteil über das Israel von 1962. Schwierige Frage, schwierig zu antworten, denn ich war keineswegs nur begeistert von der Leistung Israels. Ich sagte offen, was mir mißfiel: die vielen uniformierten

und bewaffneten Mädchen und der (wenn auch begreifliche) Nationalismus und Militarismus und der unselige Schwelbrand: die Spannung zwischen Israel und den Palästinensern. Er gab immer neuen Anlaß zum Krieg, und der Friede war zähnefletschend, und ich erwartete neue Gewalttaten, solange offiziell erlaubt war, daß ein israelischer Reiseführer provozierend öffentlich berichtete, wo überall böse Palästinenser von tapferen Israelis getötet worden waren ... Buber schwieg.

Ich sagte: »Natürlich kenne ich die Schuld der Deutschen, und ich weiß, daß die deutsche Regierung 1952 versprochen hatte, jährlich eine sehr hohe Summe an den neuen Staat Israel zu zahlen: Wiedergutmachung und Finanzhilfe. Ja, aber mit Geld wäscht man das jüdische Blut nicht von deutschen Händen ab. Das bleibt ein Makel, ein Gespenst, das ruhelos wandert zwischen Israel und Auschwitz. Aber ein anderes Gespenst wandert entlang dem Jordan, das Heilige Land zerschneidend.« Ich wagte zu sagen, was ich später im »Israel Forum« schrieb: daß die Gründung des Staates Israel eine Provokation für die Völker Vorder-Asiens sei und Zündstoff für weitere Kriege. (Der »Blitzkrieg« war zeitlich nicht sehr weit entfernt, er lag schon in der Luft.) Ich wagte Buber zu sagen, daß die Gründung eines weltlichen Staates den Juden so wenig entspräche, wie die Gründung eines christlichen spanischen Staates in Mittelamerika dem Weltgeist des Friedens entsprochen habe; die Juden seien ein spirituelles Volk, und ihr Reich sei ein geistiges, über die Welt verstreut, und ihre Religion sei Geist vom Geist Gottes, nicht Erobererpolitik. Zu meiner Bestürzung gab Buber mir recht, aber er bedeutete mir, zu meinen israelischen Freunden darüber nicht zu sprechen, er habe schon Feinde genug, man halte ihn für »nicht gesetzestreu«. Er ist also eine Art Ketzer. Ein Verräter am echten Judentum. Einer, dem die Halacha als Heilsweg nicht genug, ja vielleicht eher hinderlich ist.

Plötzlich seine Frage, dringlich: »Warum sind Sie Christin?« Ja, warum ... Weil ich in einem christlichen Land von christlichen Eltern geboren wurde.

Bubers Frage hieß eigentlich, warum ich Christin bleibe nach all dem, was Christen im Namen Christi andern Völkern angetan hatten; sie hieß: Wie können Sie nach Auschwitz Christin bleiben?

Ich hatte eine Antwort: »Ich bin Christin, weil ich bis jetzt keine Religion fand, die mir bessere Antworten auf meine Fragen gibt.«

Hätte ich damals Bubers Werk »Zwei Glaubensweisen« gekannt, hätte ich antworten können: Ich bin Christin aus demselben Grund, der Sie Jude sein läßt. Sie, Herr Buber, schreiben, Sie hätten Jesus von Jugend auf als Ihren großen Bruder empfunden, und: »daß die Christenheit ihn als Gott und Erlöser angesehen hat und ansieht, ist mir immer eine Tatsache von höchstem Ernst erschienen.« Und Sie schrieben auch, daß diesem Jesus »ein großer Platz in der Glaubensgeschichte Israels zukommt ...« Unter Glaubensgeschichte verstehe ich die Geschichte des uns bekannten menschlichen Anteils dessen, was zwischen Gott und Mensch geschehen ist. Sie, Herr Buber, haben sich ein halbes Jahrhundert mit dem Christentum befaßt. Mit der christlichen Glaubensweise ist hier also ein Prinzip gemeint, das in der Urgeschichte des Christentums zu dem genuin-jüdi-

schen hinzutritt und das in der Lehre Jesu, wie wir sie aus den älteren Evangelientexten kennen, als das genuin Jüdische waltet ...

Dies hätte ich Buber antworten können. Ich hätte sagen können: Ich bin Christin, weil ich auch Jüdin bin, denn Jesus war Jude.

Aber damals wußte ich diese Antwort nicht, jedenfalls konnte ich sie nicht formulieren.

Bubers nächste Frage war sehr streng: »Lieben Sie die Menschen?«

So könnte einen der Weltenrichter fragen am Ende der Zeiten. Ich sagte spontan: »Ja, Herr Buber.«

Bubers Antwort (ich schrieb sie nachher auf): »Nein, Sie irren. Sie können nicht *die* Menschen lieben. Man kann nur einzelne Menschen lieben, wenige ... Die übrigen erträgt und duldet man, oder man mag sie ganz und gar nicht.«

Ich widersprach: »Ich liebe wirklich *die* Menschen ... Ich liebe *den* Menschen. Ich liebe immer den, den ich vor mir habe und der etwas von mir will und der also mein Nächster ist. Ich mag wirklich alle, weil alle mich interessieren.«

»Aha, als Schriftstellerin mögen Sie die Menschen.«

»Als was auch immer. Ich bin ja nicht von meiner Arbeit zu trennen.«

Er: »Gut. Aber ich vermute, daß Ihre Menschenliebe, soweit sie nicht pure Neugier auf immer neue Spielarten Mensch ist, einfach anerzogen ist. Man hat Sie gelehrt, daß es Sünde sei, jemand nicht zu lieben, und das Verbot leitet Sie weiterhin.«

Ich: »Nicht das Verbot, sondern das Gebot: Du sollst lieben.«

Er: »Deinen Nächsten.«

Ich: »Meinen Nächsten mag ich nicht immer, aber ich liebe *den* Menschen.«

Er (nach einer sehr langen Pause des Nachdenkens, seinen Blick in meinen Augen): »Ja, Ihnen glaube ich das.«

Nach diesem Gespräch zog er mich an sich, legte mir seine Hand auf den Scheitel und sagte etwas Hebräisches und übersetzte es nicht. Und dann küßte er mich auf den Mund (das wagte ich damals in meinem Tagebuchbericht nicht zu schreiben, aber es ist geschehen). Daß er es so meinte, wie es geschah, erfuhr ich später, als er mir schrieb: »... Ihr M. B., der die Erde um so mehr liebt, seit er weiß, daß es Sie auf ihr gibt.«

Ich traf Buber noch einmal, dieses Mal in der Schweiz, wo er in einem Sanatorium bei Luzern war. Wir machten einen Spaziergang. Ein schöner Sommertag. Auf dem höchsten Punkt des Hügels blieb Buber stehen. Wir sprachen über Gott. Das Gespräch bewegte sich in jener Zone, in der nicht mehr der analytische Verstand »denkt«, sondern das ganze Sein »erkennt«. In dieser Kairos-Stunde wagte ich Buber zu fragen: »Was ist Ihnen Gott, Herr Buber?« Er rief (ja, er rief es laut): »Gott? Ich liebe ihn.«

In diesem Augenblick hob ein leichter Wind Bubers weißen Bart, der wie eine silberne Flamme aufsprang, und Buber, beide Arme ausbreitend, den Spazierstock wie den Mosesstab hochhebend, rief noch einmal laut: »Ja, ich liebe ihn!«

Es wäre nicht zu verwundern gewesen, wäre er wie Elias im feurigen Wagen gen Himmel gefahren.

Danach traf ich ihn nicht mehr unter den Lebenden. Aber ich wundere mich, in meiner Bibliothek nicht nur viele allgemeine Judaica-Werke zu finden, sondern eine Anzahl von Büchern Bubers. Wenn ich mich jetzt frage, was mir das Wesentliche an Bubers Philosophie-Theologie ist, dann weiß ich, daß es sein Begriff des Dialogs ist.

Aber gerade das ist mir in den letzten Jahren zur großen Frage geworden.

1962, nach meiner Rückkehr aus Israel, schrieb ich an meinen Lehrer Karl Rahner (der Brief ist abgedruckt in meinem Buch *Gratwanderung*):

»... Buber fragte mich, was ich unter »Religion« verstehe. Ich sagte: »Das immerwährende reale Verbundensein mit Gott.« Er fragte: »Brauchen Sie dazu eine Religion, eine Kirche?«

Damals schien ich sie zu brauchen. Aber das Jerusalemer Gespräch mit Buber war auch der Beginn meiner großen Zweifel gerade an diesem »Brauchen«. Ich schrieb an Rahner: »Ich denke, daß Gott sich immer wieder neu offenbart, jedem Volk so, wie es ihm adäquat ist. Und so frage ich: Warum sollten wir Christen *die* Wahrheit wissen? ... Ist das Christentum die – bis jetzt – höchste Form der göttlichen Offenbarung? ... Glaubst Du nicht, daß Gott sich nicht auch deutlicher offenbaren kann in einer neuen Religion ... vor dem Zeiten-Ende?«

Meine Frage bleibt offen.

Und eine andere Frage, die ich an Buber hätte stellen mögen, bleibt auch offen: die Frage nach Gott als »Person«. Es war den Juden streng verboten, sich von Gott ein Bild zu machen, ein Bild aus Erz oder Stein. Aber ein Bild aus Worten machten sie sich durch den Dialog mit ihm. War das nicht ein Widerspruch? Oder war es einfach ein Entgegenkommen »Gottes« an ein Volk, das kein Volk bildender Künstler war, sondern ein Volk des Wortes und des Intellekts?

Und schließlich blieb und bleibt offen die Frage der »Auserwähltheit« Israels. Mußte der Weltengott nicht wollen, daß es ein einziges großes Gottesvolk gebe, alle ethnischen, kulturellen, psychologischen Grenzen übersteigend und alles fremd Scheinende einschmelzend in einer einzigen Religion der Liebe? Sind Buddhisten und Hindus nicht weiser und näher am Liebesgeist?

Die beiden Statuen am Straßburger Münster (Judentum und Christentum) betrachtend, denke ich: Damals gab man der »Synagoge« eine Binde um die Augen. Tragen diese Binde wir alle?

Von Israel habe ich viel verstanden. Vom Judentum verstand ich etwas auf dem Prager Jüdischen Friedhof, diesem unheimlichen Ort. Wie die gläubigen Juden steckte auch ich einen Gebetszettel in den Schlitz des Grabmals eines der großen Weisen. Auf meinem Zettel stand nichts als »Schalom«, und ich fühlte gerade an jenem Ort, daß ich einem Volk angehöre, das über die Welt verstreut ist: das Volk der Hoffenden.